



Feuer auf die Erde zu werfen

Ordenstheologie vor den Herausforderungen eines neuen Jahrhunderts

Zeitraum und Satzzeichen. Die Theologie und der Beginn eines neuen Jahrhunderts

Was hat ein schlichtes Kalenderblatt – und sei es auch das mit dem durchaus aufregenden Datum 01. Januar 2000 resp. 2001, das den Beginn eines neuen Jahrhunderts anzeigt – mit der Entwicklung theologischen Denkens und pastoralen Handelns der Kirche zu tun? Zunächst einmal nichts, schlichtweg nichts. Ein Datum, schwarz auf weiß, schafft keine neue Wirklichkeit. Neue Erkenntnis entsteht vorwiegend auf dem Boden von Erlebnissen, die im sinnenhaften Durchgang durch und im reflektierenden Herausgang aus ihnen hinaus zu Erfahrungen gerinnen und bislang nicht bestehende Synapsen in menschlichen Hirnen und bis dato ungekannte Verbindungen in der langen, verzweigten Kunst wissenschaftlicher Gottesgelehrtheit entstehen lassen. Der Beginn eines neuen Jahrhunderts ist für die Theologie zunächst eine Nichttatsache, auch für die Theologie des Ordenslebens¹ wie für die Theologie der Orden.

Eine Zeitangabe ist erst dann kein unbeschriebenes Blatt mehr, wenn man sie sich mit einem „Satzzeichen“ erschließt, durch das sie eingeschrieben wird in die Geschichte als chronologische Abfolge und inhaltliche Überlappung von Zeiträumen. Eine quantitative Zeitangabe wird zur qualifizierten Größe, sobald die in ihr ereignislos liegende Leere gefüllt wird mit Fragen, Ängsten, Hoffnungen, Ideen und Vermutungen, die für Menschen bedeutsam sind, weil sie ihr Leben bereichern oder zerstören, es im

Ablauf der Zeit wie nie gewesen zerfließen lassen oder es zum unvergleichlichen Höhepunkt der Hochzeiten ihrer Biographie führen. Der Beginn eines neuen Jahrhunderts ist von daher, will er Bedeutung haben, jeweils mit einem Satzzeichen zu lesen, zumindest mit Punkt, Frage- oder Ausrufezeichen.

Ein simpler, im besten Sinn einfältiger als von den Verwicklungen und Schichtungen der Zeitläufte noch faltenfrei gelassener Punkt charakterisiert das Faktum des Zeitlaufes als Geschehendes: So ist es – ein neues Jahrhundert bricht an. Es kommt, weil es kommt. Punkt. Hier wird noch nicht anständig, was geschehen könnte oder sollte. Aber: Es geschieht. Es wird verfügt und in dieser Verfüghtheit angenommen. Man wird im Detail erst noch sehen, was dieses neue Jahrhundert bringen wird. Ein Punkt – ein noch nicht näher zu bezeichnendes „So“.

Das Fragezeichen öffnet den Zeitraum des neuen Jahrhunderts als mehrdimensionales Gedankenkonstrukt, in dem die Wege zur Erkundung eines neuen Zeitabschnittes noch nicht ausgeschildert und deshalb erst zu erproben sind. Kein Verdachts- oder Erfahrungsmeublement verstellt den Weg, es sei denn, die Schatten werfenden Momente vergangener Zeit drängten vor und besetzten den zu verhandelnden Freiraum. Wer jetzt die Kulissen und Ausstattungstücke eines Zeit-Theaterstücks hierhin schleppt, das seine Zuschauer bereits hatte und von dem nicht klar ist, ob es weiterhin aufgeführt werden soll, entgeht zwar der herausfordernden Leere des „Was soll werden?“ Die Angst wird gezügelt, bedrohliche Offenheit in über-



schaubare Portionen zerteilt. Aber es drohen vorschnelle Antworten als Kehrseite der Medaille, unbedachte Vorgaben, die die Verheißungen des Möglichen eliminieren. Das offene „Wie? – So?“ wird in ein „So! Und nicht anders“ hinein verbogen und damit Chancen vertan und neue Wege verstellt. Es bleibt eben nichts, wie es war.

Das Ausrufezeichen formuliert die Aufforderung, man möge sich auf die eigenen Füße stellen, Neuland vermessen, es unter den Pflug nehmen, der durchaus aus den Schwertern der Vergangenheit geschmiedet sein kann, und mit dem neuen Jahrhundert ein Wagnis eingehen, das mit Sicherheit neben Eingängen und Auswegen Irrwege und Sackgassen präsentieren wird. Ein „So“!

Auch die Theologie kann den Beginn des 21. Jahrhunderts nicht ohne Satzzeichen lesen. Sie würde in unverantwortlicher Weise randständig. Setzte sie keinen erwartungsvollen Punkt als Signal der Wahrnehmung des neuen Zeitabschnittes, ließe sie ihn geschehen, als sei nichts geschehen, würde sie die Augen vor den Zeichen der Zeit verschließen, die jene Fragen aufwerfen, die sie vor dem unfruchtbaren „Vorsichhin-Sinnieren“ des Elfenbeinturms bewahren. Lässt sie das Fragezeichen außer Acht, steht sie in der Gefahr, ihre Sätze als museale Antworten zu präsentieren, denen die entsprechenden Fragen abhanden gekommen sind. Drückt sie sich am Ausrufezeichen vorbei, demonstriert sie nur mehr erschlafte Knie und hängende Arme, ist eine bemitleidenswerte, unattraktive Jammergestalt, die niemanden überzeugen oder für sich gewinnen kann.

Theologie muss also mit sich und mit ihrer Einstellung zur Zeit experimentieren. Manch einer oder einem fällt dazu die eine oder andere Erfahrung aus der Schulzeit ein, bei der der Ausgang eines Experimentes im Chemie- bzw. Physikunterricht Anlass zur Heiterkeit, zur Betroffenheit, zum Ärger oder zur Freude bot. Der unerwartete Gestank einer Schwefelverbindung, das Krachen selbstgebafter Feuerwerkskörper, die Säuberung des

heimischen Bastelkellers, der bei solchen Versuchen fast in die Luft geflogen wäre; Jubel oder Enttäuschung, wenn die kindlichen Mühen endlich etwas brachten oder aber ergebnislos blieben, sind aufregende und anregende Erfahrungsräume und -momente, die dazu ermuntern können, theologische Experimente in einer neuen Zeit, am Beginn eines neuen Jahrhunderts, zu wagen, in der Theologie also mit Satzzeichen als Zeit-Zeichen zu experimentieren. Auch in der Theologie darf es Ge- und Misslingendes geben, Überraschendes und schleunigst zu Revidierendes, Mühen und Erfolge.

2. Schreinermeister Lehner und die Frage nach der Wertehaltigkeit des Ordenslebens

Im Zug nach A. sitzt Schreinermeister Antonius L. mir gegenüber. Die Fahrt wird eine Stunde dauern und führt aus der Landeshauptstadt in die Provinz. Dort warten auf ihn seine Familie, der Betrieb, den er vor kurzem der Tochter übergab, und sein Hobby. Mich erwartet ein Frauenkonvent, der Begleitung in einer noch unübersichtlichen, aber möglicherweise hochproduktiven Phase seiner inneren und äußeren Entwicklung wünscht. Unser Gespräch startet mit der Frage, welchem Orden ich angehöre und berührt dann schnell Stationen und Ereignisse des Lebens von Antonius L. Sie sind für ihn erzählenswert als Ausdruck seiner Erfahrungen, seiner Probleme und Begabungen, als Gestalten der Hoffnung und als in der Regel unerwartete Herausforderungen seines Lebens. Eine stabile Traditionslinie verbindet ihn mit Vater und Großvater, die Schreinermeister waren wie er. 1976, kurz vor seiner Pensionierung, erwirbt Antonius in Tokio einen Pfeifenkopfrohling und ist von da an bis heute fasziniert von der Pfeifenherstellung. Seine Pfeifen sind begehrte Unikate, Kunstwerke, gefertigt aus edlen Hölzern und Kautschuk, Handarbeit in Vollendung. Er verkauft



sie in die ganze Welt. Seine Tochter, die ihm im Betrieb folgte, hat ebenfalls eine Marktlücke entdeckt, der sie sich neben den alltäglichen Aufgaben widmet. Auf einer Highendmesse in Las Vegas fiel ihr auf, dass es für Spitzenprodukte der Phonoindustrie keine entsprechenden Lautsprecherboxen gibt. Also fertigte sie probeweise solche Ummantelungen, die nun auf Anfrage potenter Käufer angefertigt und vertrieben werden von China bis in die USA. Ihre Schwester studierte nach dem Abitur und arbeitete danach bei einer Fluggesellschaft mit dem Spezialauftrag der Überführung von Abschiebehäftlingen nach Osteuropa. Über dem Kosovo rief sie ihren Vater an, verabschiedete sich von ihm und der Familie, weil es unwahrscheinlich sei, dass sie und ihre Kolleginnen und Kollegen den Einsatz überleben würden. Sie überlebten.

Antonius empfängt in seiner Werkstatt immer wieder seine Enkelin, die Tochter seines geschiedenen Sohnes, die in Belgien geboren wurde und in Berlin aufwuchs. Sie fahndet beim Opa begeistert nach sorgsam versteckten Süßigkeiten und lässt sich dabei nicht stören vom Dackel der verwitweten Freundin der Familie ihrer Großmutter, deren Sohn in Bangkok lebt und arbeitet.

Die weitere Verwandtschaft hat das Dorf, in dem die Cousins und Cousinen geboren wurden, kaum je verlassen, träumt von der weiten Welt oder ist zufrieden, dass sie den Hof als Heimat verstehen darf bis ans Ende ihrer Tage. Des in Folge seiner Inhaftierung im KZ Dachau vor einigen Jahrzehnten verstorbenen Onkels wird fromm gedacht. Antonius erfuhr von seinem Tod, als er in Usbekistan Bibliotheksmöbel installierte.

Was bedeuten die Lebensumstände von Antonius L. für die Frage nach Ordenstheologie? Zunächst wäre man versucht zu antworten: „Nichts“. Erst beim genauen Hinschauen wird sein Leben für diese Frage durchscheinend, denn Antonius Suchen nach dem Sinn des Lebens taucht immer wieder in unserem Gespräch auf. Nicht quälend

oder ihn belastend, eher neugierig und offen. Der Schreinermeister sucht eine Antwort auch und gerne im Lebensbereich von Klöstern. So geht er, wenn er daheim ist, immer wieder in den Sonntagsgottesdienst des nahe gelegenen Frauenklosters, in dem ich erwartet werde. Die Kommunität ist klein, zehn Schwestern von ehemals fast hundert, ein hoher Altersdurchschnitt, die Schwestern danach forschend, was werden wird, was ihr Leben unter diesen Umständen bedeutet, zu welcher Aufgabe Gott sie rufen wird, wie ihre Gemeinschaft weiterleben soll.

Antonius schaut sich an den frommen Frauen einiges ab. Die Ruhe, mit der sie unter prekären Umständen da sind, die alles andere ist als betonierter Stillstand. Die Freude, mit der sie den Gottesdienst feiern, auch wenn der Zelebrant seine Predigt recht holprig zusammenbaut. Die Gelassenheit, mit der sie warten, bis jede und jeder nach dem Gottesdienst zu dem kommt, was ihm oder ihr wichtig ist: ein Gespräch, ein rascher Gruß. Woher kommt das alles? Ist das „nur“ klösterliche Disziplin, bürgerliches Wohlerzogenensein? Oder steckt dahinter die fein gesponnene Erfahrung von Jahrhunderten, die immer wieder durchdacht, immer wieder durchlebt, immer wieder darauf hin abgeklopft wurde, ob und wie den Anforderungen einer anderen, einer neuen, einer fremden Zeit und Umgebung standzuhalten wäre? Wo sprudelt die Quelle solch aufrechter Haltung, die Leben und Glauben stabilisiert, wenn alles in Rutschen kommt, wenn Antonius L. als Schreinermeister in einer Welt lebt, die von A. bis Usbekistan, von Tokio bis Dachau reicht – Veränderungen einer Lebenslandschaft, die sich sein Vater und Großvater nie hätten träumen lassen? Was erfährt Antonius L., wenn er sonntags auf diese Ordensfrauen trifft? Was steckt hinter ihrem Leben? Welche Erfahrungen und Reflexionen des Glaubens tragen sie, die sich im Licht der Evangeliums und vor dem Forum der Vernunft durch die Jahrhunderte hindurch bewährt haben?



Ordenstheologie – Wurf mit dem Feuer

„Feuer bin ich gekommen zu werfen auf die Erde, und wie sehr wollte ich, dass es schon entzündet sei.“ (Lk 12, 49) Feuer ist biblisch zugleich Zeichen der rettenden Anwesenheit Gottes wie auch das seines reinigenden Gerichts. Der brennende Dornbusch, die Feuersäule des Exodus, die Feuerzungen des Pfingstfestes sprechen davon. Jesus, das inkarnierte Wort, das bei und in Gott ist, charakterisiert sich selber durch das dem Feuer ähnliche Symbol des Lichtes (Joh 8,12). Dieses Licht ist nicht allein als sanfter Schein Licht der Welt, sondern kann sein wie das glühende Licht der alles versengenden Sonne (vgl. Offb 16,8).

Die Vorstellung eines feurigen Gottes, der vor Leidenschaft und Liebe genauso wie vor Zorn brennt, passt nicht in das Bild eines verständnisvollen, entspannten Jesus. Hier kommt ein Mensch anderen Menschen in die Quere. Er räumt auf mit den unverbindlichen Aufgeräumtheiten liberaler Zeitgenossen und -genossinnen, denen alles in einem nivellierenden Sinn gleich gültig ist. Allerdings ist Jesu „brennender“ Wille nicht auf einen totalen, vernichtenden Weltbrand in Parallele zur umfassenden Vernichtung durch die Wasser der Sintflut gerichtet. Seine Anwesenheit und Botschaft nehmen, neben ihrer auf ganz Israel als dem erwählten Volk bezogenen Zusage, den und die Einzelne(n) in den Blick, sind liebende, differenzierende und differenzierte Aufforderung zu persönlicher Umkehr.

Das Bild des Lichtes gilt für Jesus und für die, die ihm nachfolgen. Sie haben durch ihn Anteil an seinem Lichtsein (Mt5,14f) und an seinem Auftrag, die Botschaft der Anwesenheit Gottes in der Welt als eine Botschaft des Heiles für alle zu verkünden (Joh 20,21). Die universale Dimension der jesuanischen Botschaft (Mt 28,18 ff) zeigt sich bei der pluralen Verteilung der pfingstlichen Feuerzungen (Apg 2,3) auf alle Anwesende.

Seit dem österlichen Pfingsten in Jerusalem haben sich die Aktivitäten der Jüngerinnen und Jünger Jesu nach seinem Sendungsauftrag zu richten, der ausdrücklich mit der Gabe des Geistes verbunden ist (Joh 20,22). Wenn sie ihm nun in der Weise des Ordenslebens nachkommen, eröffnen sie damit einen Raum und schaffen eine Umgebung, wo Freiheit und Bindung, Demut und Selbstbewusstsein, Entäußerung und Gnade als unverzichtbare Elemente gelingenden Lebens ansichtig werden. Wie in einem Feuer zwei Stoffe miteinander reagieren, Gas, Kohle, Holz, Papier, Öl etc. als Brennstoff mit Sauerstoff, so sollen in den spirituellen Architekturen von Orden und Kongregationen Menschen mit Gott reagieren können, damit sie ihr Leben leidenschaftlich, feurig, glutvoll, erleuchtet und erleuchtend leben.

Das will nicht nur praktisch, experimentell, handgreiflich getan, sondern genauso vernünftig, theoretisch, theologisch bearbeitet werden. Die Praxis und die Theorie, also die Theologie des Ordenslebens, sind Möglichkeiten, Feuer auf die Erde zu werfen, und so in der Nachfolge Jesu zu stehen, in der Linie seiner Zielgerichtetheit – „...wie sehr wollte ich, dass es schon entzündet sei“ – die eigene Ausrichtung des Lebens seiner anzugleichen. Subjektive Erfahrungen, zeitgebundene Ansichten und einzelne Ausprägungen des Ordenslebens allein werden der Universalität und der Grundpluralität der pfingstlichen Geistesgabe jedoch nicht gerecht. Es bedarf der Vernetzung, des intra- und interdisziplinären Gespräches der verschiedenen Ordensgemeinschaften in ihren zum Teil hochkomplexen Organisationsformen und ungleichzeitigen Entwicklungsstadien. Das Ganze ist auch hier mehr als die Summe der Teile. Ordenstheologie als eine theologische Disziplin ist der Ort, an dem eine Gesamtchau des Ordenslebens gewagt wird, weil sie zum einen nicht nur den Status quo als das Gegebene rezipiert, das es zu bedenken gilt. Sie schafft zum anderen auch neue „Brennstoffe“, die in Sicht- und Rufweite zu jenem



Material zu bringen sind, das bislang für Formation und Weiterbildung in den Orden nach innen wie in ihren Kontakten mit Kirche und Welt nach außen als spirituelles, liturgisches, soziales oder theologisches Reservoir zur Verfügung steht und/oder in Gebrauch ist.

Ordenstheologie – Kunst der Übersetzung

Übersetzung ist eine Kunst, die nie ganz gelingt². Der Fährmann kann zwar das andere Ufer mit seinem Kahn erfolgreich erreichen, der Übersetzer, die Übersetzerin, die die Last eines Textes von einer Sprache in eine andere überführt, bleibt notgedrungen zwischen den Stühlen von Ausgangssprache und Zielsprache gefangen. Ihr *Inter-Esse*, ihr Dazwischensein, ist ja exakt jene Potenz, die es ihm/ihr erlaubt, der Mechanik fährmännischer Übersetzung zu entgehen und dem Text jene Zwischenräume zu lassen, aus denen seine Logik, seine Poesie, seine Authentizität und Dramatik leben. Die doppelte Bindung an zwei Sprachen erfordert dabei eine klare Option: Soll eher die Ausgangssprache, ihre Kultur, ihr Ideen- und Geschichtshorizont oder soll mehr die Zielsprache möglichst effektiv mit einem neuen Informations- und Kulturgut versorgt werden? Die Entscheidung ist hier notwendiger Weise subjektiv eingefärbt, muss sich doch der Übersetzer, die Übersetzerin mit der Art der Übersetzung einverstanden erklären und sie in der Weise vornehmen, die seinem/ihrer professionellen Profil entspricht.

Ordenstheologie ist Übersetzungskunst. Sie transportiert die Erfahrungen von Ordensleuten mit ihrer Lebensform in die eigene und in fremde theologische Reflexion. Sie analysiert dabei Texte und Kontexte, identifiziert immanente „Schlüssel“ des Verstehens, der Deutung und zieht Konturen weiträumiger und grundlegender Entwicklungen nach. Daneben schaut sie über den Zaun der universitären Disziplinen und interpretiert aus ver-

schiedenen Blickwinkeln die eigenen Erfahrungsgegenstände ihres Denkens.

Ordenstheologie ist aber auch insofern, quasi mittelbar, Übersetzungskunst, als sie aus der Perspektive von Ordensleuten, auf die Fragen und Antworten schaut, die die Theologie allgemein stellt und gibt. Dabei beschäftigt sie sich selbstredend mit quantitativen, objektiven Daten genauso wie mit jenen Sujets, bei denen die Fundamente theologischen Denkens ins Spiel kommen.

Auch hier gelingt die Übersetzung immer nur halb. Die persönliche Erfahrung eines hochspezialisierten Lebensbereiches lässt sich nie erschöpfend und ergiebig genug aussagen, um sie gänzlich einzuspeisen in Nichtordenskontexte. Ist die Kunst der geistlichen Führung, die Feier des monastischen Stundengebets, die *conversio morum*, die *lectio divina*, das Leben nach den Gelübden und in Gemeinschaft aufgegangen etwa im Beitrag der Theologen, die das II. Vatikanische Konzil mitgeprägt haben? Nein, diese Erfahrungen sind dort eingeflossen, waren befruchtend, aber erschöpften sich nicht. Sie weisen über sich hinaus auf den Gesamtzusammenhang des Ordenslebens, der größer ist, weil er auf die Unendlichkeit Gottes ausgerichtet und immer wieder – im Übersetzen – neue Dimensionen und Leerräume als Interessengebiete aus sich heraus entlässt.

Ordenstheologie – Möglichkeit des Durchblicks

Ein neues Jahrhundert, das als eine neue Epoche in der Geschichte eines Volkes, einer Religion, einer Kultur verstanden werden kann³, formt und verlangt neue Bilder. Denn die Generation, die in einer neuen Zeit geboren wird, sieht neu und Neues, sofern ihre Augen nicht verstopft werden von Vor-Bildern, die Vor-Urteile präsentieren und so ungefesselt Sehen verhindern. Diesem neuen Sehen hat die Theologie zu folgen. Die Denk- und Lebensentwürfe, die sie bereithält und legiti-

miert, und hier ist selbstverständlich auch die Theologie des Ordenslebens gemeint, sind zu befragen, ob sie zu den Farben und Formen, den Kompositionen und Installationen passen, die für die Menschen dieser neuen Zeit Material auch ihrer Gottesbilder⁴ und Gottesvorstellungen sind. Eine blinde Theologie wäre eine ungeeignete Weggefährtin und keine hilfreiche Gotteskundige mehr. Welche Bilder stehen dem neuen Jahrhundert vor Augen? Wie sähe ein Triptychon aus, das sich aus den Bildquellen des 21. Jahrhunderts speist und das dem Besucher, der Besucherin einer christlichen Andachtsstätte eine Anschauung der Gegenwart Gottes in seiner/ihrer Zeit ermöglichen würde?

„Gebt Zeugnis von eurer Hoffnung“

Anlässlich des 93. Katholikentages in Mainz 1998 schuf der Künstler Karlheinz Oswald seine drei Meter hohe Bronzefigur „Christus“ als Auftragswerk, die sich heute im Nordschiff des Mainzer Domes befindet. Sie greift, wie viele seiner Plastiken, auf Tänzerstudien u. a. am Ballett der Deutschen Staatsoper Unter den Linden in Berlin zurück, wie auch die im gleichen Jahr entstandene Bronzefigur der Hildegard von Bingen, deren Replik sich vor der Benediktinerinnenabtei St. Hildegard zu Eibingen findet. Statt der Kreuzesbalken erhebt sich hinter einer Menschenfigur ein baumähnlicher Bronzestab. Leicht und in der Bewegung wie eingefangen, scheint der mit dieser Figur gemeinte Auferstandene dem Grab zu entspringen, mit erhobenen Armen, in ausgreifender Geste und mit klassisch geschlossener Beinhaltung. Ungehindert und kraftvoll erfüllt er den über ihm offenen Freiraum des Himmels. Sein Gesichtsausdruck wirkt konzentriert, auch angestrengt, gesammelt und selbstbewusst. Wäre nicht die Drehung in den Hüften, könnte die Darstellung als ein vom Kreuz abgehobener und frei gestellter Crucifixus erscheinen. So aber ist unübersehbar, dass mit der Auferstehung eine neue Gestalt, ein neuer Gestus der Hoff-

nung erscheint, dessen Bewegung sich in tänzerischer Kraft und Anmut aus dem Tod ins Leben hinein dreht. Gleichzeitig bleibt diese Haltung jedoch verbunden mit dem Tod am Kreuz. Der tanzende, verwundete Gott bleibt sich weiterhin treu, indem er sich dem Tod gegenüber durchsetzt in der Bewegung auf den Himmel zu als dem Ort der Gottesnähe, wie Hippolyt von Rom (vermutlich 170 - 236) sagt: „Ich bin der Tanz und das Leben, das niemals stirbt. Lasst euch auf Liebe ein, dann werde ich euer Tanzmeister sein.“⁵ Das poetische Traditionselement des Hippolyt kann übersetzt werden in die Ausdrucksgestalt moderner Kunst, ein Bild erscheint, das mit heutiger Grammatik den Satz der apostolischen Zeuginnen und Zeugen der Auferstehung ins Heute hinein gültig aussagt: „Der Herr ist wahrhaft auferstanden“ (Lk 24, 34a).

Falling man

Am 11. September 2001 hält Richard Drew mit seiner Kamera um 09:41:15 Uhr New Yorker Zeit jenen Moment im Leben eines Menschen fest, in dem dieser im wahrsten Sinn des Wortes auf das Ende seines Lebens zufällt. Der durch Drews Aufnahme im Buch der Geschichte verewigte „Falling man“, so der Titel der Fotografie⁶, hielt sich während der Terroranschläge auf das World Trade Center in einem der oberen Stockwerke auf und sprang aus dem Fenster, abgeschnitten von allen anderen Fluchtwegen auf Grund des Feuer in den unteren Ebenen. Elegant und anmutig winkelt er, vermutlich ein Mann namens Jonathan Briley, eines seiner Beine im Fallen an, das andere perfekt gestreckt in der unfreiwilligen Choreographie des Sturzes. Die Veröffentlichung dieses Bildes führte zu heftigen Protesten unter dem Vorwurf des Voyeurismus und der Indiskretion. Richard Drew erwiderte darauf: „I didn't capture this person's death. I captured part of his life. That is what he decided to do, and I think I preserved that.“⁷ Drew war es wichtig, nicht das Bild eines Menschen zu präsentieren, der sei-



nem Leben ein Ende setzt, sondern einen Menschen zu zeigen, der einen Entschluss darüber gefasst hat, wie er sein Leben zu führen gedenkt, und der diesen Entschluss konsequent ausführt. Echo fand diese Begründung Drews in der Reaktion der Schwester Jonathan Brileys: „Whoever this man is, ...he was someone's son, someone's husband, someone's friend. We don't do him an injustice by looking at his picture. We honour him by it.“⁴⁸ Gwendolyn Briley wies darauf hin, dass dieser Mensch jemandes Sohn, Ehemann, Freund war und dass sich sein Leben nicht reduzieren lässt auf die außergewöhnlichen Umstände, die seinen Tod begleiteten. Die berührende Stille⁹, die über diesem Bild liegt, das den vielleicht intimsten Augenblick menschlicher Existenz einfängt, macht es möglich, etwas von der Schutzwürdigkeit jedes Sterbens zu erfassen. Mitten in der Gewalt erhebt sich das Nein zur Entblößung des Menschen im Tod; hier wächst ein Respekt, der einen zudringlichen und deshalb schamlosen Blick verbietet. In der achtsamen ästhetischen, ethischen und emotionalen Akzeptanz der Tragödie eines einzelnen Lebens und der Unantastbarkeit der letztlich von nur einem oder einer Einzelnen zu verantwortenden Lebensentscheidung liegt jenes Potential verborgen, aus dem heraus Widerstand gegen Unmenschlichkeit, Terror und Gewalt werden kann.

Grazer Himmelssprung

Im Jahr 2003 findet die Himmelfahrt nicht in Jerusalem, sondern am Grazer Kalvarienberg statt. Graz ist Kulturhauptstadt Europas, südländisch und graziös, charmant, fröhlich einladend. In diesem Rahmen konzipiert das Kulturzentrum bei den Minoriten unter Johannes Rauchenberger das Projekt: HIMMELSCHWER. Transformation der Schwerkraft, das sich neben den Darstellungen von Erdschwere den Vorstellungen ihrer Überwindung widmet. Auf dem Kalvarienberg (sic!) installiert Werner Hofmeister

(geb. 1951) eine dreizehnte Kreuzwegstation, die er „Tabula Saltandi“ nennt – Sprungbrett. Die geringfügige, aber wirkungsvolle Veränderung der klassischen Kreuzigungsdarstellung löst den Gekreuzigten in Hofmeisters Kunstwerk aus seiner angestammten Positionierung an Längs- und Querbalken und befördert ihn, in der Gestik des Ausgestrecktseins unverändert, an die Spitze des Langholzes. Hier wirkt er wie ein Turmspringer kurz vor dem Sprung, befremdlich losgelöst von allem, was ihn bindet. Die Verkehrung dieser Gebundenheit im und an das Leid in die Freiheit und Grenzenlosigkeit des offenen Himmels ist überwältigend und Angst einflössend zugleich. Jeder Halt scheint genommen, das Gesetz der Schwerkraft außer Kraft gesetzt, die Erdschwere um der Erhebung des Menschen in die Sphäre des Göttlichen willen aufgehoben zu sein. Der Auferstande kehrt nicht mehr in die Verhältnisse zurück, die er verlassen musste, als man ihn dem Tod überließ. Die Signatur des Sterbens bleibt zwar auch hier erhalten, wird aber verkehrt, so dass sich Oben und Unten nicht mehr eindeutig einander zuordnen lassen. Es zeigt sich eine unbekannte Ordnung, eine neue, noch unerfahrene Orientierungsmöglichkeit, die den Menschen aus dem heraus lösen kann, was ihn bislang genauso quälend wie stabilisierend hielt. Er wird frei, aber auch haltlos. Allein jener Punkt lässt ihn nicht los, der ihm als Widerpart sowohl Möglichkeit des Springens in die Freiheit bietet, als ihn auch vor der Möglichkeit des Absturzes bewahrt: der Augenblick des Todes.

Diese Installation zwingt zu einem anderen Blickwinkel, zu einem, der dem Betrachter, der Betrachterin den Kopf verdreht. Es gilt, nicht mehr von unten nach oben, sondern von oben nach unten zu schauen, um wahrnehmen zu können, was sich im Sprung des Menschen tut. Die Lösung der Frage, wie sich Welt und Mensch, Schöpfung und Schöpfer miteinander ins Benehmen setzen können, ist ohne die Perspektive der Transzendenz auch heute nicht möglich.

Triptychon

Das Triptychon einer christlichen Andachtsstätte des neuen Jahrhunderts wird offen sein müssen für eine variable und unkonventionelle Anordnung der Bilder. Vielfältige Kombinationen sind denkbar: Falling man, gerahmt vom auferstandenen und den Himmel stürmenden Christus; der Auffahrende und der Fallende und in Mitte der Tanzende; der abstürzende Mensch, dieses Bild auf dem Kopf stehend, rechts und links daneben die beiden Christusdarstellungen, so, dass alle drei Figuren in den Himmel fallen; auch die umgekehrte Komposition – es gilt, zu erfassen, wie die Geschichte Gottes mit den Menschen heute erzählt und gedeutet zu werden hat, damit die Botschaft vom Leben, das in Gott niemals stirbt, verstanden werden kann. Ordenstheologie ist Malkunst eines solchen Triptychons, will sie heute etwas zu sagen haben und helfen, durch die Bilder dieser Zeit durchzublicken auf das verhüllte und in Christus enthüllte Antlitz Gottes und des Menschen.

Schluss ohne Ende – Entschluss

Der gekreuzigte Springer Werner Hofmeisters stürzt in den Himmel hinein. Die tödliche Bewegung des „Ich bin wie Gott!“, die im Absturz des Lichtträgers Luzifer ihren ikonographischen Ausdruck fand, muss sich nach dem lebensgefährlichen Desaster der totalitären Regime des 20. Jahrhunderts und im Angesicht fundamentalistischer Gefährdungen in verschiedenen Religionen heute umkehren in eine Bewegung auf den lebendigen, unverfügbaren Gott zu. Auch wenn von einer Wiederkehr der Religion nur sehr begrenzt gesprochen werden kann, ist die Sehnsucht nach einer Macht und Gegenwart, die sich nicht im Irdischen, Endlichen, Mach- und Beherrschbaren erschöpft, als Suche nach Spiritualität, Mystik und geistlicher Er-

fahrung in diesem neuen Jahrhundert unübersehbar.

Warum ist Ordenstheologie als Gesprächspartnerin hier expressis verbis wünschenswert? Ordenstheologie als Theologie vom Ordensleben und als Gottesgelehrtheit der Orden trägt dazu bei, die richtigen Fragen zu formulieren. Sie leistet ihren originären und originellen Beitrag zur Lösung tief greifender Probleme; denn dieser Lebensentwurf und die daraus gewonnene Gottes- und Menschenkenntnis ist in Erfahrungsbreite, Pluralität und Stabilität als prophetisches Element in der Entwicklung von Kirche und Menschheitsfamilie furchtlos, kreativ und fromm im Sinn einer geisterfüllten und sehnsuchtsvollen Ausrichtung auf Gottes Gegenwart unter und in allen Umständen.

Warum Ordenshochschulen? Ordenshochschulen sind ausgewiesen sind als im Zusammenhang der Erfahrung von Ordensfrauen und Ordensmännern stehend – wie ihr Name schon sagt. Sie haben sie sich über ihren Auftrag als philosophische und theologische Ausbildungsstätten des (männlichen) Ordensnachwuchses hinaus geöffnet für Menschen, die keinem Orden angehören oder angehören wollen, die weder Christinnen sind noch Christen sein wollen. Ihre Abschlüsse sind staatlich anerkannt, ihr wissenschaftlicher Beitrag für Forschung und Lehre zweifelsfrei.

Der Entschluss, sich als Ordenshochschule auch weiterhin, in der Regel unter nicht leichten finanziellen Rahmenbedingungen, in den Spannungsfeldern von Glaube und Vernunft, von Kirche und Gesellschaft zu bewegen, verhindert eine Ausdünnung der theologischen Gesprächskultur. Er schafft Übersetzungsmöglichkeiten des Christlichen in eine säkularisierte, aber gotthungrige Welt hinein und bietet theologische Bildergalerien zu den Stichwörtern, nach denen Menschen als Ikonen des Heiligen fahnden. Hier gibt es Bücher, und Menschen, die anleiten können, diese Bücher in der rechten Weise zu lesen. Hier sind Gesprächspartnerinnen



und -partner, die etwas von der alten Kunst der Disputatio verstehen. Hier laufen die Linien von Denken und Beten kreuz und quer durcheinander und nicht als Parallelen nebeneinander, bis sie sich im Unendlichen kreuzen. Die Kreuzungspunkte des Lebens und der Einbruch Gottes an diesen Punkten werden hier vernünftig durchdacht. Dieses Denken unterfüttert die Kreuzungspunkte, Kreuzigungsszenen und -orte des neuen Jahrhunderts, hält sie aus und hält sie an, frei zu bleiben für die Hand und das Wort Gottes, von dem sie überzeugt ist, dass er Herr jeder Zeit ist – auch Herr dieser Zeit, deren erstes Kalenderblatt in wohl jeder Ordenshochschule hing,

Sr. Dr. Aurelia Spendel OP ist Theologin, Konvents- und Kapitelbegleiterin, in der Geistlichen Begleitung von Ordensfrauen und Priesterkandidaten tätig und Lehrbeauftragte an der Kath.-Theologischen Fakultät der Universität Augsburg.

¹ Unter Theologie des Ordenslebens wollen wir hier jene theologischen Bemühungen verstehen, die sich mit der Frage der Begründung, Gestaltung, Wirksamkeit und Veränderung des Lebensstandes von Christinnen und Christen beschäftigen, die als Ordensfrauen und -männer in der (katholischen) Kirche seit fast den ersten Jahrhunderten als sog. eigener Stand neben/mit Klerikern, die nicht Ordensmänner sind, und Laien lebten und leben. Die Theologie der Orden soll demgegenüber zum einen jene wissenschaftliche Arbeit verstehen, die von Ordensfrauen und -männern im Rahmen wissenschaftlich arbeitender Institutionen in den verschiedenen Disziplinen der Theologie betrieben werden und zum anderen eine spezifische theologische Akzentsetzung einer einzelnen Ordensgemeinschaft/Ordensfamilie benennen.

² „...erinnere ich daran, dass Übersetzen im Prinzip nicht möglich sein dürfte, da nirgends, nicht einmal innerhalb einer selben Sprache, absolute Synonymie existiert. ... Deshalb ist die Angemessenheit einer Übersetzung Verhandlungssache.“ Umberto Eco, Übersetzen ist eine Kunst: Die WELT, 13. Oktober 2007, Literarische WELT 7.

³ Zur Diskussion über die Betitelung dieser Epoche als späte Moderne, Postmoderne, zweite Moderne oder Postpostmoderne vgl. die einschlägige Literatur.

⁴ Auf die Veränderung des Gottesbildes in Folge und im Kontext veränderter Sehgewohnheiten auch in unserer Zeit macht z.B. Peter. B. Steiner aufmerksam in seinen Überlegungen zu Gerhard Richters Arbeit für den Dom zu Köln; siehe P.B. Steiner, Maßwerk für Stein und Glas. Gerhard Richters neues Fenster im Kölner Dom: CiG 43/07, 361f. Die höchst bedeutsame Anmerkung für die Ausprägung von sprachlich gefassten Gottesbildern im Kontext der Theologie, die Petrus Abaelard nennt, kann hier nur angerissen werden: „Sogar bei Gott scheinen sich gewisse [Züge] nicht auf die Ewigkeit zu beziehen. ... Nicht von Ewigkeit an schient Gott dergestalt hervorzutreten zu sein, daß er immerdar Schöpfer, Herr oder Lenker wäre. Denn es gibt dasjenige nicht von Ewigkeit an, was geschaffen und imblick worauf er ‚Schöpfer‘ genannt wurde. Noch [ist er] von Ewigkeit an Knecht, dessen Herr er selber wäre, noch [gibt es] dasjenige, dem er durch Lenkung vorstünde.“ Peter Abaelard, *Theologia Summi boni*. Lateinisch-Deutsch übersetzt, mit Einleitung und Anmerkung hg. v. Ursula Niggli (Philosophische Bibliothek Bd 395), Hamburg 1997, 171. Es ist also festzustellen, dass neue Gottesbilder keine Variationen des Selben darstellen, sondern aufrufen auf einer geschichtlich verankerten, sich entwickelnden, möglicherweise evolutiv zu verstehenden Gotteserkenntnis.

⁵ Zitiert nach Norbert Scholl, Wenn der Kinderglaube nicht mehr trägt, Freiburg-Basel-Wien 2002.

⁶ So auch der Titel eines unterschiedlich rezensierten Romans von Don DeLillo, Köln 2007.

⁷ „Ich habe nicht den Augenblick des Todes dieses Menschen an mich gerissen. Ich nahm einen Augenblick seines Lebens. Er entschied sich dazu, und ich habe es festgehalten.“ http://www.esquire.com/features/ESQ0903-SEP_FALLINGMAN.

⁸ „Wer auch immer dieser Mann ist, er war für einen anderen Sohn, Ehemann, Freund. Wir sind ihm gegenüber nicht ungerecht, wenn wir dieses Bild betrachten. Wir ehren ihn, indem wir es tun.“ <http://www.timesonline.co.uk/tol/news/article737421.ece>; aus Times online, 5. März 2006, (The SundayTimes).

⁹ „It has a stillness, suggesting an almost private moment that left those who saw it feeling uncomfortable and voyeuristic. How could such a quiet moment occur on such a violent day?“ A. a. O.